



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasilien.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoral-Konferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

17. Jahrgang.

Blumenau, im April 1924.

Nr. 4.

Osterzeit.

Der im Grabe lag gebunden
hat den Satan überwunden
und der lange Kerker bricht,
Frühling spielet auf der Erden
Frühling soll's im Herzen werden
herrschen soll das ewige Licht.

2. Tim, 1, 10. Jesus Christus hat dem Tode
die Macht genommen und das Leben und ein un-
vergänglich Wesen ans Licht gebracht durch das
Evangelium.

Wir stehen in der Geschichte der Menschheit an der Weg-
scheide; Ostern läßt keine Gleichgültigkeit oder Vermittlung
zu. Wie viel sprechen nicht nur, sondern bekennen es auch als
ihre Weltanschauung: Die Botschaft hör ich wohl, allein mir
fehlt der Glaube. Oder man deutet so viel um und weg, bis
auch das eitle und stolze Herz und die Vernunft zu Ostern ja
sagen können. Liegt es wirklich daran, daß allein der Ver-
stand mit der Tatsache, die zu Ostern geschehen ist, nicht in
eins kommen kann? Der heutige moderne Mensch kennt den
Schmerz der Sünde und Schuld nicht, daher will und kann er
auch nichts wissen von einem Glauben an die Vergebung der
Sünden. Die Tiefe unserer Schuld, unser böses Gewissen,
die Gewalt des Teufels über uns haben nicht zur Verzweif-
lung führen können, weil Ostern kam. Von diesem Sterben
und Auferstehen an, können wir bei aller Anerkennung der Un-
vollkommenheit doch bekennen: Ich glaube an einen Zusammen-
schluß der Heiligen. Ohne Ostern wäre Golgatha der Abschluß
einer Tragödie, mit ihm der Anfang einer Siegesymphonie.
Darum stellen wir Jesus Christus in den Mittelpunkt, loben
und preisen seine große Erlösung, die durch sein Leib und Blut
geschehen ist. In seinem Leib und Blut hat er die Sünde
und den Tod überwunden. Er hat uns errettet zur Gerech-
tigkeit, zum Leben, zu Gott hin. Alle Taten auf Erden sind
menschlich und daher zeitlich und vergänglich. Seine Erlösung
ist eine ewige; im Sakrament gibt er uns das Unterpfand,
seinen Leib zu essen und sein Blut zu trinken. Hat er uns so
seinen Sieg geschenkt, warum sollten wir noch in Angst sein?
Was uns auch an- und verklagen mag, in Verzweiflung und
Verdammnis kann uns nichts bringen, Christus ist von den
Toten auferstanden. Er ist uns vorangegangen zu seinem Va-
ter, auf daß er uns auch zu solcher Herrlichkeit führen kann.
Das Leben, das nur Weisheit, Geld und Macht kennt, ist dem
Untergang verfallen; hier bei ihm ist die Ueberwindung der
Güter dieser Welt, indem wir in dieser Zeit schon ewiges Le-
ben entstehen und wachsen sehen. Wir seufzen unter der Last
und dem Trud der Vergänglichkeit, hier offenbart sich in der
Welt Gottes Reich, das Leben und Ewigkeit mit sich bringt.
Golgatha bedeutet nicht: Alles Leben ist Leiden, denn Ostern
bringt uns den Sinn unseres Lebens, meines und deines Da-
seins: Wir müssen Ostern die Gnadenhand Gottes annehmen,
dann wird aus allem Leiden unser Leben uns zur jubelnden

Gerechtigkeit werden: Jesus Christus hat Leben und unver-
gängliches Wesen ans Licht gebracht. Glaubst du das?

Nun leb ich, um zu sterben
mit Christo will ich erben,
getauft in seinen Tod
nun sterb ich, um zu leben
sein Fleisch in Tod gegeben
ist mein wahrhaftig Himmelsbrot.

Goosmann.

Die Familie im Volksleben.

Von Pfarrer Dr. D. S. Frommel.

Das Menschenherz, die Erde schwant,
Die Seele, die Gesellschaft krankt,
Nur eins steht fest in Sturm und Graus:
Die Familie, das Haus!

Hat der Dichter recht? Sind nicht die Grundfesten des
Hauses, der Familie seit über Jahr und Tag gefährlich er-
schüttert? Wir denken an unsere Großstadthäuser, wo der
Begriff „Familie“ oft nur dann in Erscheinung tritt, wenn der
Bogen für die Volkszählung herumgeht. Wo ist von Familie
noch die Rede, wenn zwei, drei Parteien in eine Wohnung
sich teilen? Wo Mann und Frau getrennt auf Arbeit gehen,
während die kleineren Kinder im Hort untergebracht sind, oder
wo der Hausherr bis spät abends im Kontor oder Büro sitzt,
die Hausfrau ihr eigenes Leben daneben führt, die Jugend,
soweit Mittel dazu noch vorhanden, in der schulfreien Zeit der
Erzieherin überlassend, und wo der Tag in Gesellschaft außer
dem Haus, im Theater- oder Kinobesuch seinen Abschluß fin-
det? ... Aber auch da, wo der ernste Wille zum Familien-
dasein lebendig ist, wo tiefere gemeinsame geistige Interessen
von selbst zu häuslichem Zusammenschluß drängen, was bleibt
bei gewissenhafter Amtsführung dem vielbeschäftigten Beam-
ten, Anwalt, Arzt, Geistlichen noch an Zeit und Muße übrig,
das zu pflegen, was man Familienleben nennt? „Ach, wir
sehen den Vater“, „Wir sehen unsere Kinder“ kaum, so lau-
tet die sich immer wiederholende schmerzliche Klage. ... Dazu
kommt, daß die allgemeine Umwertung alle Werte seit dem
großen Zusammenbruch auch vor der Keimzelle des Staates,
der Familie nicht Halt gemacht hat. Schlimmer als je spukt
in den Köpfen der Jugend das moderne Eheideal: „Freie
Liebe“, — die weder frei, noch Liebe ist! ... Ja, das wäre
vielen oben und unten gerade recht, wenn nach Bebel'schem Re-
zept der Staat anstelle der Familie die Kindererziehung über-
nahme durch Anstellung geschulter fachmännischer Pfleger und
Pflegerinnen. Auch mächte wohl im Interesse der „armen
geplagten Mütter“ sowie der „Erhaltung des Nationalvermö-
gens“ (!) der Beschränkung der Kinderzahl das Wort geredet
und vorzeitige Tötung leibende Lebens geschäftlich geschützt
werden ... ??

Darüber nun sind wir uns wohl alle einig, daß bei einer solchen, der krassen Selbstsucht und ungezügelter Genußsucht entsprungenen Lebensauffassung jedes Ideal im Leben, nicht nur das Familienideal zum Tode verurteilt ist. Es wieder zu erwecken, wo es im Sterben liegt, wird Aufgabe derer sein, die eine Gesundung des kranken Volkskörpers wünschen und erhoffen. Die Seele des Volkes, der innerste Herzpunkt bleibt die Familie, das Haus! Hier wird der Hebel auch bei dem niedergehenden Deutschland einzusetzen haben, wenn es nicht untergehen soll; denn der Quell alles Segens und Unsegens fließt aus dieser Brunnenstube. Nun scheint mir gerade die heutige Nothzeit dazu angetan, den Wert häuslichen Lebens, des Glücks innerhalb der vier Wände, fern von der Welt verworrenem Gebrause, Jungen und Alten wieder zu Gemüth zu führen. Ja, was viele junge Leute die moderne Ehescheu überwinden und den Mut finden läßt, trotz der schlechten Zeiten einen Hausstand zu gründen, ist schließlich doch nicht nur der Wunsch und die begründete Hoffnung, auf diese Weise endlich zu der längst vornotierten Wohnung, zum Dach über dem Haupt zu kommen, sondern das instinktmäßige und darum untrügliche Gefühl dafür, daß eigener Herd Goldes wert sei, daß durch Zusammenschluß mit Weib und Kind die eigne Widerstandskraft dem Leben gegenüber gesteigert und im Burgfrieden des eignen Hauses leichter als in der Vereinzelung des Junggeßell- und Altfungsferndaseins den Stürmen getrotzt wird. Das Lob der Jungfräulichkeit in Ehren, dessen gänzliches Verklingen in der evangelischen Kirche mancher bedauern mag, — arbeitet hier nicht unbewußt ein altes Naturgesetz sich zu seinem Rechte durch, daß wir zu Gemeinschaft geschaffen sind, und daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein sei? Leben und Sein, so sagen uns die Philosophen, heißt „in Beziehungen stehen“. Wer nur zu sich selbst in Beziehung steht, lebt eigentlich gar nicht!

Wir haben oben an den Kopf dieses Aufsatzes die schönen Worte des alten Meisters Jahn gesetzt über die vaterländische Bedeutung des Hauses, der Familie im Volksleben; was er da sagt, läßt sich noch weiter durch viele Stimmen belegen und auf das ganze sittliche Gebiet anwenden. Victor Hugo und Goethe reichen sich da die Hand, jener, wenn er als Prophet seines Volkes in den Schmutz des Pariser Vasterlebens hineinruft: „Vernichtet die Familie und ihr vernichtet Frankreich; die Familie ist der „Kristallisationspunkt der Gesellschaft“. Der alternde Goethe aber hebt inmitten der Zügellosigkeit deutscher romanischer Dichtung, die nur eine Sünde kannte: „Sünde ist, was uns mit unserm Genius entzweit“, mahnend die Hand: „Die Familie ist der Anfang und Gipfel aller Kultur, sie macht die Rohen mild, und der Gebildete hat keine bessere Gelegenheit, seine Milde zu beweisen“.

Es gab in den Vorkriegsjahren eine starke Propaganda der Architekten und des Hausbesitzes für sogenannte „Kulturwohnungen“ nun: Kultur d. h. sittliche Bildung vermittelt kein Architekt, sondern nur die Familie als Hüterin des Ideals, als Erzieherin zu den „drei Ehrfürchten“, die der Alte von Weimar als Hochziel aller echten Bildung hinstellt: Ehrfürcht vor dem, was über, was neben, was unter uns ist. Hier in der Familie, und das ist doch wohl ihre tiefste Bedeutung für das Volksleben, offenbaren sich zu allernächst und streben zur harmonischen Entfaltung die drei Grundformen aller Beziehung zwischen Mensch und Mensch: zwischen Gleichem und Gleichem, Höherem und Niedermem, Niedermem und Höherem. Was für eine Schule der Zusammenfassung von Einheiten, der Unterordnung und des Ausgleichs, des Austauschs der Kräfte, der gegenseitigen Rücksichtnahme, des Sichversteherlernens Tragen und Ertragenlernens! Was für eine prächtige Gelegenheit, das schwere soziale Problem im engsten Kreis und kleinsten Maßstab einmal zu lösen: Herstellung des rechten Verhältnisses zwischen Individuum und Gemeinschaft; des Rechtes des Einzelnen auf Persönlichkeit und Pflicht der Entsagung; des Verzichtes auf persönliches Recht und eigenen Vorteil um der Gesamtheit willen.

Eltern sollen in der Familien ihre Kinder zu Persönlichkeiten, zu Charakteren bilden; sie werden es nur können, soweit sie selbst Persönlichkeit, Charakter geworden, d. h. Menschen, die aus einheitlichem Wollen und vernünftigen Grundsätzen heraus leben und handeln. Nun, wir erziehen die Kinder, ziehen sie groß; sie ziehen, erziehen aber auch uns, ziehen uns klein, während wir sie groß ziehen. Was für eine Gymnastik des Willens auf beiden Seiten, der Eltern wie der Kinder, sich ineinander zu fügen, einen Strich durchs eigne Ich zu machen für das Du des andern, fest zu bleiben ohne hart zu werden,

weich ohne schwach zu werden in der Liebe! Einer für alle, alle für einen, das muß und wird hier die Lösung sein. Dann aber: wie lernen wir doch die eignen Fehler an den Fehlern unserer Kinder zu unserer Beschämung kennen! Wohl uns, wenn wir dadurch selbst fortschreiten, statt nur dagegen „anzuschelten“. Wie können zumal die Kleinsten zu Geduld und Gottvertrauen erziehen, wie haben sie rohe Gemüther oft schon entwaftet und umgewandelt!

Brethart erzählt ein Beispielt von solcher Wunderwirkung kindlichen Gemüthes in einer seiner kalifornischen Geschichten.

Die Familie als Schule der Pietät — ja ich wüßte nicht, wo ein Menschenkind für diesen Unterricht besser in die Lehre gehen könnte. „Achtung vor den kleinen Majestäten“ — hier lernen sie die Eltern, wenn sie nur wollen; Achtung vor der Frau, dem andern Geschlecht, hier in der Familie, wenn sie danach ist, können sie die Söhne gewinnen, — nach des alten Wandsbeder Boten Wort an seinen Sohn: „Tue keinem Mädchen etwas zu Leide, und denke daran, daß auch deine Mutter ein Mädchen gewesen ist!“ Es wäre hier viel noch zu sagen von der Verantwortung, die gerade den Müttern unsres Geschlecht auferlegt ist; wie sie viel mehr, als es in gewissen Geschichten der Fall ist, ihren Ruhm darin suchen sollten, das Haus ihre Welt sein zu lassen. Es wäre daran zu erinnern, wie die Männer sich dessen bewußt bleiben sollten, daß „Weib und Kinder in Wahrheit die Geißeln sind, die ein Mann der Welt für sein Wohlverhalten stellt“; wie es in unsre Hand mehr oder weniger gelegt ist, ob die, die nach uns kommen, mit Dank und Stolz ihrer Väter gedenken werden.

Es erübrigt sich wohl, ausführlich über die Dienstbotenfrage zu reden, die auch ein „Familienproblem“ eine Haus-Lebensfrage ist! Wenige können sich noch Dienstboten halten, und wer mag heut noch „in Dienst gehen“ — Eins wünschen wir allen jungen Mädchen in Stellung, daß sie um ihres Selbstschutzes willen zusähen, so oder so in einer Familie unterzukommen. Ja, „einer Familie sollte jeder Mensch angehören, in einer familienartigen Genossenschaft jeder leben“.

Von Familie sprachen wir, die christliche Familie meinten wir, — die soziale Lebensgemeinschaft, in der es nicht Herr noch Knecht gibt, sondern sich alle gleich vor Gott wissen und eins in der Liebe; wo eins dem andern dient, weil sie alle dem einen dienen, der der Herr im Hause sein will, Christus Jesus, der Sohn des wigen Vaters. Wohl hat dieser Jesus selbst kein Haus gegründet, er hat öfter vom Verlassen der Familie als von ihrer Pflege gesprochen. Gehörte er doch der ganzen Welt an und stand mitten im Kampf. Er mußte heimatlos sein und auf das Leben verzichten, um den Himmel uns zu gewinnen. Es wäre falsch, seine Worte zu verallgemeinern und Ehelosigkeit, Familienlosigkeit als höheren Grad der Vollkommenheit zu preisen, wie unsere römischen Brüder es tun. Hat Jesus selbst nicht sein erstes Zeichen in einem Hochzeitshaufe getan, das er durch seine Gegenwart weihen wollte? Hat nicht sein großer Apostel, der familienlose Paulus, der das Wort geprägt: „Verheiraten ist gut, nicht verheiraten (vom Verheiraten der Tochter seitens des Vaters spricht er) ist besser“, das eheliche Gemeinschaftsband als irdisches Abbild des Verhältnisses der Gemeinde zu ihrem himmlischen Herrn und Haupte Christus, als das „Große Mysterium“ gefeiert? Wem würde der Heiland die Palme reichen, wenn er ein Werturteil abgeben sollte: der Nonne, die in ewiger Anbetung vor dem Allerheiligsten kniet, oder der evangelischen Pfarrfrau, die nach dem Vorbild von Frau Rätke dem Mann in Amt und Haus zur Seite steht, die Kinder hegt und pflegt und gastfrei ist ohne Murren? Er will ja nur eines, daß alles zur Ehre Gottes geschehe, und zu der Brüder Heil.

Das Haus, die Familie ist es, die durch tausend Fäden den einzelnen mit dem Leben und der Geschichte seines Volkes verknüpft, ein Staat im kleinen, eine Kirche im kleinen, eine Herberge und Hütte Gottes, ein Tempel des Geistes. Das ist das heilige Gegenbild gegen den Turm zu Babel, mit dem sie den Himmel stürmen wollten und die Hölle der Zwietracht auf Erden brachten. Still und schlicht erhebt sich dagegen das christliche Haus auf ewigem Grund gebaut. Segensmächte gehen von ihm aus, denn es holt vom Altar Kohle und Feuer für den eigenen Herd; Einigungskräfte gehen von ihm aus für eine in sich zerrissene, aus den Fugen drängende Zeit; über seinem Giebel sehe ich die Worte geschrieben, die nicht aus pözzifizistischer Gefühlschwärmerei, sondern aus dem Willen zur inneren Harmonie heraus, jener Athener mitten im Peloponnesischen Kriege an den Giebel seines Landhauses schrieb: „Hier ist Frieden!“

„Callnberger Kirchgemeindeblatt“.

Was Vater tut, ist immer recht.

Jetzt will ich dir eine Geschichte erzählen, die ich gehört habe, als ich noch klein war, und jedesmal, wenn ich wieder daran dachte, kam sie mir schöner vor. Es geht mit den Geschichten geradeso wie manchen Menschen, sie werden mit dem Alter schöner und schöner, und das ist sehr erfreulich.

Du bist ja wohl schon draußen auf dem Lande gewesen oder wohnst du gar selber dort. Du hast auch wohl schon ein richtiges altes Bauernhaus mit einem Strohdach gesehen. Moos und Unkraut wachsen darauf von selber. Ein Storch-nest befindet sich auf dem Dachfirst, denn den Storch kann man dort nicht entbehren! Die Wände sind schief, die Fenster niedrig, ja, da ist überhaupt nur das einzige, das man aufmachen kann. Der Backofen ragt wie ein kleiner bider Bauch aus der Mauer hervor, und der Fliederbusch hängt über den Zaun hinüber, neben dem sich eine Wasserpflüke mit einer Ente und niedlichen kleinen Entlein darauf — gerade unter einem verkrüppelten Weidenbaume befinden. Ja, und da ist auch ein Kettenhund da, der jeden anbellt.

Genau solch ein Bauernhaus stand draußen auf dem Lande, und darin wohnten ein paar alte Leute, ein Kolonist und seine Frau.

Wie wenig sie auch sonst hatten, so konnten sie doch noch ein Stück entbehren, das beim Nachbar auf dem Past grasen ging. Der Vater ritt darauf zur Stadt, oft liehen es auch seine Nachbarn und erwiesen ihm dafür gelegentlich einen Gegendienst. Aber er war doch wohl ratsamer für ihn, das Pferd zu verkaufen oder es gegen irgend etwas anderes einzutauschen, das ihm mehr Nutzen brächte. Aber was sollte das sein?

„Vater, das wirst du am besten wissen!“ sagte die Frau. Heute ist ja gerade Markt in der Stadt. Reite doch dahin, verkauf das Pferd oder mach einen guten Tausch! Was du tust, ist immer recht! Reite nur zum Markt!“

Und so band sie ihm sein Halstuch um, denn das verstand sie besser als er. Sie band ihm eine doppelte Schleife, das sah besser aus. Dann wuschte sie seinen Hut mit der flachen Hand ab, küßte ihn auf den warmen Mund, und dann ritt er auf dem Pferde, das verkauft oder vertauscht werden sollte, frühlich von dannen.

Ja, Vater verstand's!

Die Sonne brannte, kein Wölkchen war am Himmel zu sehen. Der Weg war staubig, denn gar viele Marktleute zu Wagen, zu Pferde oder auf eignen Beinen waren unterwegs. Die Sonnenhitze war unerträglich, und kein Schatten war auf dem Wege.

Da ging einer dahin und trieb eine Kuh, die war so niedlich, wie eine Kuh nur sein kann. Die gibt gewiß schöne Milch!“ dachte der Bauersmann. Das wäre schon ein ganz guter Tausch: Die Kuh für das Pferd!“ Weißt du was, du mit der Kuh!“ sagte er, „wollen wir nicht ein bißchen plaudern? Siehst du, ein Pferd, sollt ich meinen, kostet mehr als eine Kuh. Aber das ist mir einerlei. Ich habe mehr Nutzen von der Kuh, wollen wir tauschen?“

„Jawohl!“ sagte der Mann mit der Kuh, und so tauschten sie.

Das Geschäft war also abgemacht, und der Bauersmann hätte nun wieder umkehren können, er hatte ja ausgerichtet, was er gewollt hatte. Aber da er sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, zum Markte zu gehen, so wollte er auch hin, nur um ihn sich anzusehen, und so zog er mit seiner Kuh weiter. Er schritt rasch zu, und die Kuh schritt rasch neben ihm her. Nach kurzer Zeit hatten sie einen Mann eingeholt, der ein Schaf zu Markte führte. Es war ein gutes Schaf, wohlgenährt und mit schöner Wolle.

„Das möchte ich wohl haben!“ dachte der Bauer. Es würde ihm nicht an saftigem Grase auf meines Nachbarns Past fehlen, bei schlechtem Wetter oder nachts können wir es zu uns in die Stube nehmen. Im Grunde wäre es richtiger, wenn wir uns ein Schaf statt einer Kuh hielten. Wollen wir tauschen?“ fragte er laut. Ja, das wollte der Mann wohl, denn das Schaf gehörte und so wurde der Tausch gemacht, und der Bauersmann ging mit seinem Schaf auf der Landstraße dahin.

Da sah er auf einem Seitenwege einen Mann mit einer großen Gans unter dem Arme. „Das ist ein schweres Tier, das du da hast!“ „das hat Federn und Fett genug!“ das würde sich gut an einer Leine auf unserm Wassertümpel ausnehmen! Das wäre auch etwas für Mutter, um ihr Abfälle aus der Küche zu verwerten! Sie hat schon oft gesagt!

„Wenn wir nur eine Gans hätten!“ Nun könnte sie ja eine bekommen, und sie soll sie haben! „Willst du tauschen? Ich gebe dir das Schaf für die Gans und noch Dank dazu!“ Dazu war der andere natürlich gern bereit, und so tauschten sie; der Bauersmann erhielt die Gans.

Er war schon nahe bei der Stadt, das Gedränge auf der Straße nahm zu. Sie gingen auf der Straße und am Graben entlang, und am Schlagbaum drängten sie sich sogar in des Einnehmers Kartoffelfeld hinein, wo dessen einziges Huhn angebunden stand, damit es sich nicht in dem Wirrwarr verlor oder für immer verschwand. Es war ein hübsches Huhn mit kurzen Schwanzfedern, es blinzelte mit einem Auge und sah sehr gut aus. „Klud, Klud!“ sagte es. Was er sich dabei dachte, kann ich nicht sagen, aber der Bauersmann dachte, als er es sah: Das ist das schönste Huhn, das ich je gesehen habe! Es ist schöner als des Pfarrers Bruthenne. Das möchte ich wohl haben! Ein Huhn findet allzeit ein Körnchen, es kann beinahe für sich selbst sorgen. Ich glaube, daß ich es für die Gans erhalte! „Wollen wir tauschen?“ fragte er den Einnehmer. Tauschen? sagte dieser, ja, das wäre nicht so übel!“ und so tauschten Sie. Der Einnehmer bekam die Gans und der Bauersmann das Huhn.

Das war allerlei, was er auf seiner Reise nach der Stadt ausgerichtet hatte. Und warm war es, und müde war er auch. Ein Gläschen Schnaps und ein Frühstück tat ihm not, und da er sich gerade vor einer Wirtshaus befand, so wollte er hineingehen. In der Tür begegnete ihm der Hausknecht mit einem vollen Sack auf dem Rücken.

„Was hast du darin?“ fragte der Bauersmann.

„Fülläpfel!“ antwortete der Knecht, „einen ganzen Sack voll für die Schweine, das ist ja eine ungeheure Menge! Den Anblick gönnte ich Mutter! Wir hatten im vorigen Jahre nur einen einzigen Apfel auf dem alten Baume neben dem Holzschuppen. Der Apfel mußte aufbewahrt werden, und er stand auf der Kommode bis er verdarb.“ Das ist doch ein Zeichen von Wohlstand!“ sagte unsre Mutter. Hier könnte sie einmal ordentlich Wohlstand zu sehen bekommen!

„Ja, ich möchte es ihr wohl gönnen!“

Nun, was gebt ihr mir dafür? fragte der Knecht.

„Geben?“ Ich gebe mein Huhn zum Tausch!“ Und so gab er sein Huhn zum Tausch, bekam die Äpfel und ging damit in die Gaststube, gerade an den Stammtisch. Seinen Sack mit Äpfeln stellte er gegen den Kachelofen. Daß der geheizt war, bedachte er nicht.

Viele Fremde waren hier in der Stube, Pferdehändler, Ochsentreiber und auch zwei Engländer. Diese waren so reich, daß ihre Taschen von Geldstücken strotzten. Und wetten taten sie nun, das wirst du gleich hören!

„Suf! Suf! Was war das für ein eigentümlicher Laut am Kachelofen? Suf!“ Die Äpfel begannen zu braten!

„Was ist denn das?“ Ja, das beizamen sie bald zu wissen, die ganze Geschichte vom Pferde, das gegen eine Kuh vertauscht war, und so weiter bis zu den Fülläpfeln hinunter.

„Na, du wirst schöne Püffe von deiner Alten bekommen, wenn du nach Hause kommst!“ sagten die Engländer, „darauf kannst du dich verlassen!“ „Ja, Küsse, aber kein Püffe!“ sagte der Bauersmann. Unsere Mutter wird sagen: „Was Vater tut, ist immer gut!“

„Wollen wir wetten?“ sagten sie. „Eine Lonne voll Goldstücke! Hundert Pfund macht ein Schiffspfund!“

„Ein Scheffel voll ist schon genug!“ sagte der Bauersmann. Ich kann nur diesen Sack Äpfel dagegen setzen und mich und meine Alte dazu. Aber das ist auch schon mehr als gestrichenes Maß, das ist gehäuftes Maß!“

„Topp! Topp!“ riefen die Engländer, und damit war die Wette abgemacht.

Des Gastwirts Wagen fuhr vor, und die Engländer stiegen ein, der Bauersmann kam auf den Bod und die Äpfel dazu. Vorwärts ging es, und bald langten sie vor dem Hause des Bauern an.

„Guten Abend, Mutter.“

„Guten Abend, Vater.“

„Nun, der Tausch wäre abgemacht!“

„Ja, du verstehst es!“ sagte die Frau, und vergaß so wohl den Sack als die Fremden.

„Ich habe das Pferd für eine Kuh eingetauscht!“

„Gott sei Dank!“ sagte die Frau. Nun können wir Milch kochen und Butter und Käse auf den Tisch stellen. Das ist ein schöner Tausch!“

„Ja, aber die Kuh vertauschte ich wieder gegen ein Schaf!“
 „Das ist auch noch viel besser!“ sagte die Frau. „Du denkst immer an alles.“ Für ein Schaf ist nebenan grade Grasweide genug. Nun bekommen wir Schafmilch und wollene Strümpfe und wollene Nachtsachen. Das gibt eine Kuh nicht! Sie verliert ja die Haare! Wie du doch alles bedenkst!

Aber das Schaf habe ich gegen eine Gans vertauscht!

„Ach, so sollen wir dies Jahr wirklich eine Martinsgans essen, lieber Vater! Du denkst doch immer dran, mir eine Freude zu machen! Das ist ein guter Gedanke von dir! Die Gans können wir einsperren und mästen, daß sie ganz fett wird bis zum Martinstag.“

„Aber die Gans habe ich gegen ein Huhn ertauscht!“ sagte der Mann.

„Ein Huhn!“ Das war ein guter Tausch!“ sagte die Frau. „Das Huhn legt Eier, die brütet es aus. Wir kriegen Küchlein, ja einen ganzen Hühnerhof, das habe ich mir im Stillen schon immer gewünscht!“

„Ja, aber das Huhn vertauschte ich gegen einen Sad voll Walläpfel!“

„Nun muß ich dich küssen!“ sagte die Frau. „Danke schön, mein lieber Mann. Jetzt will ich dir auch etwas erzählen. Als du fortgegangen warst, dachte ich darüber nach, wie ich dir heute Abend dein Lieblingessen bereiten könnte: Eierkuchen und Schnittlauch. Eier hatte ich, der Schnittlauch fehlte mir. So ging ich hinüber zu Schulmeisters, die haben Schnittlauch, das weiß ich. Aber die Frau ist geizig, so süß sie auch tut. Ich bat sie, mir etwas zu leihen.“

„Leihen?“ sagte sie. „Nicht das geringste wächst in unserm Garten, nicht einmal ein fauler Apfel!“

Jetzt kann ich ihr aber leihen! Ich kann ihr 19 Stück, ja einen ganzen Sad voll leihen! Das ist zum Tötlachen, Vater!“ Und dabei küßte sie ihn, daß es nur so schmackte.

„Das gefällt uns!“ sagten die Engländer. „Immer bergab und doch immer vergnügt! Das ist schon das Geld wert!“ Und so zahlten sie ein Schiffspfund Goldmünzen an den Bauersmann, der Rüsse und keine Püsse bekommen hatte.

Ja, das lohnt sich stets, wenn die Frau einsieht und erklärt, daß der Vater der Klügste ist und, was er tut, immer recht ist. — Sieh, das ist nun eine Geschichte. Ich habe sie gehört, als ich noch klein war, und jetzt hast du sie auch gehört und weißt, daß das, was der Vater tut, immer recht ist.

(Nach Andersens Märchen.)

Farben und Düfte.

Naturwissenschaftliche Plauderei
 von Prof. D. Dr. Dennert, Godesberg a. Rh.

Denkst du noch jenes zauberhaften Abends am See? Die linde Luft umschloßte uns die Stirn; die Nachtigall sang ihr einzig schönes Lied, der Mondschein flirrte durchs Gezweig, und die Wellen des Sees schlugen in leisem Takt an das Ufer. Aber was dem Abend seinen wunderbarsten Reiz gab, das war der Duft, der durch die Welt zog, der Duft, den tausend Blüten in die Weite streuten. Oder denke an die Wiese im Hochsommer. Was gibt ihr den unvergeßlichen Reiz? Das bunte Allerlei von Blüten, wie es nur die Natur ohne zu verfehlen malen darf. Was wäre die Natur ohne die Farben, was wäre der Sommer ohne seinen Duft?

Und wozu nun das? Mag es auch Auge und Nase des Menschen ergötzen und in dem großen harmonischen Einklang der Natur ein notwendiges Glied sein, — es ist auch ein Selbstzweck für jene Kinder der Natur, die sich mit Farben und Düften schmücken. Das zu wissen, sollte heute zum Gemeingut der Menschen gehören: Farben und Düfte bilden einen Bodapparat der Pflanzen. Man hat wohl gesagt, das sei ein Beispiel dafür, daß die Natur nicht für den Menschen arbeite und daß alles in ihr nur ein Ausfluß der Selbstsucht sei. Dieses wenigstens ist falsch. Farben und Düfte zeigen vielmehr deutlich, daß die Natur auch von einem ganz andern Prinzip beherrscht wird, nämlich von einer fürsorglichen und selbstlosen Arbeit für die Zukunft.

In der Tat von ihren Farben und Düften hat die Pflanze selbst rein gar nichts. Im Gegenteil, um die großen Blumenblätter mit ihren leuchtenden Farben und duftenden Stoffen hervorzubringen, muß die Pflanze sich für ihren eignen Körper wertvolle Nahrungsstoffe abdarben. Und wozu das? Um für sie selbst im Grunde ganz gleichgültige Gebilde zu schaffen, die Früchte mit den Samen. Was hat sie doch da-

von? Oft den Tod, den viele Pflanzen sterben, nachdem sie die Früchte zur Reife gebracht haben. Die Samen dienen ja nicht der Erhaltung des eigenen Lebens, sondern der Art, der Schaffung neuer Wesen, welche die Erde bevölkern sollen, wenn ihre heute lebenden Eltern den Weg des Todes gegangen sind.

Wunderbare Sorge für die Zukunft, prophetische Tat der stillwirkenden Pflanze! Denke ihm einmal nach, diesem Faktum: alles, was lebt, wirkt und arbeitet nicht nur für sich, sondern auch für ein neues kommendes Geschlecht und Leben. Und in dem wunderbaren Netz dieser Fürsorgearbeit bilden Farben und Düfte der Pflanze eine besonders anziehende Seite. So geht es nämlich zu: die Samen entstehen durch die Befruchtung, bei der ein Teil des Blütenstaubs mit der Eizelle im Fruchtknoten verschmilzt. Dort liegt jene tiefverborgen, und der Blütenstaub entsteht fern von ihr in den Staubbeutel als ein Zellchen, das allermeist ohne jedes Bewegungsorgan ist. Wie können denn da beide zueinander kommen? In wunderbarer Weise ist dafür gesorgt. Bei vielen Pflanzen treibt ein günstiger Windstoß den leichten und dann trockenen Blütenstaub auf die Narbe des Fruchtknotens, von dem aus er dann einen langen Schlauch ins Innere, zur Eizelle hin, sendet. Sehr oft aber sind Insekten, vor allem Bienen und Hummeln die Boten, die rastlos von Blüte zu Blüte fliegen. Weshalb? Meistens um Durst und Hunger zu stillen und Nahrung für die junge Brut daheim zu sammeln. Beides bietet ihnen die Blüte dar: in dem süßen Honig und in dem Ueberreichtum an Blütenstaub, manchmal auch in zarten, saftreichen Zellen der Blütenhülle.

Wie aber kommen die Tierlein dazu die Blüte aufzusuchen? Woher wissen sie, daß sie dort finden werden, was sie suchen? — Da eben liegt der Zweck der Farben und Düfte. Sie sollen den Insekten sagen: Kommt hierher! hier ist gut sein, hier ist ein leckeres Mahl bereitet, und was die Hauptsache ist: ganz umsonst! — Doch nein, nicht ganz umsonst; denn, mögen sie es wollen oder nicht, die arglosen Besucher streifen dabei die Staubbeutel, beladen sich mit dem hier meist flebrigen Blütenstaub und lagern ihn später in der nächsten Blüte ab. Und diese sogenannte „Fremdbestäubung“ einer Blüte mit dem Blütenstaub einer andern bringt dann auch kräftigere Samen hervor als die zur Not noch mögliche „Selbstbestäubung“ mit dem Blütenstaub der eignen Blüte. So ist beiden geholfen, der Pflanze und auch dem Insekt.

Farben und Düfte sind also das lockende Wirtshauschild, das die Gäste herbeilockt. Wie raffiniert — möchte man sagen — geschieht dies oft! Sei's drum, — auch der heftigste Temperenzler wird die Blüte deshalb nicht scheitern; denn was in ihr verzapft wird, ist ja absolut alkoholfrei. Den Alkohol schafft nicht die Natur ohne weiteres, sondern der lüsterne Mensch. Und ganz gewiß wird auch der betäubende Duft mancher Blüte dem Gehirnlein einer Biene, ja selbst so einer vier-schrötigen Hummel nicht weiter zusehen.

Ob die Insekten nun wohl an den Farben und Düften einen ästhetischen Genuß haben? Man hat es behauptet, aber das ist töricht. Schönheitssinn ist lediglich eine Gabe des Menschen. Das Geruchsorgan und das Auge des Tieres wird nur angenehm gereizt. Schönheitssinn aber findet Wohlgefallen ohne sinnlichen Genuß, und den besitzt ganz gewiß kein Tier, auch nicht der schlauste Affe. Der Geschmack der Insekten hinsichtlich der Farben und Düfte ist ja freilich oft ganz dem der Menschen ähnlich; allein manche leben auch bekanntlich in den uns widerlichsten Dingen, und es ist hochinteressant, daß sich dies auch manche Pflanzen zunutze machen, indem sie ihre Blüten mit düsteren Farben und für uns ekelhaften Gerüche ausstatten. Es sind dann Fliegen, welche zu ihnen kommen und in ihnen schwelgen. In den Tropen finden sich manche solcher Pflanzen; aber auch wir brauchen im Frühjahr nicht weit zu gehen, um Blüten zu finden, die in ihrem Duftapparat einen recht bedenklichen Geschmack fundgeben. Der geneigte Leser wolle einmal seine Nase in einen Strauß von Birnenblüten oder noch besser Weibdornblüten stecken: der Geruch nach Heringslake wird ihn wohl nicht gerade erquicken.

Vieles ließe sich noch im einzelnen über Farben und Düfte sagen, z. B. daß manche Insekten gewisse Farben bevorzugen, daß die Blüten gerade dann ihre Pracht entfalten und ihren Duft austreten, wenn die für sie besonders passenden Besucher ihr Tagewerk, bezw. ihr Nachtwerk antreten. Man denke nur an das leuchtende Blütenweiß des sogenannten Jasmins und an seinen gerade abends und nachts so unendlich süß ausströmenden Duft, beides ist für Dämmerungs- und Nachtfalter fester berechnet.

Wenn du, lieber Leser, wieder einmal durch Wald und Busch, Wiese und Feld die Schritte lenkst, um dir in Gottes freier Natur neue Kraft für neue Arbeit zu holen, dann beobachte einmal die Farben und Düfte und all die kleinen beschwungenen Boten, die von Blüte zu Blüte eilen. Du wirst dann selbst viele kleine wunderbare Züge entdecken aus der unendlichen Mannigfaltigkeit des Naturlebens; aber du wirst auch von jenem großen Gedanken gepackt werden, den wir schon ausgesprochen: die Farben und Düfte reden zu uns von der großen Zukunftsfürsorge, die in der Natur waltet, von der Selbstlosigkeit neben aller an sich notwendigen Selbstsucht, von der wunderbaren Verknüpfung, die alle Naturwesen zu einer großen Einheit verbindet, und auch von der Tatsache, daß die an sich nützlichen Erscheinungen in der Natur doch auch unsre ästhetischen Bedürfnisse befriedigen.

Und sollte dies alles zufallsweise so sein?!

„Von den Juden.“

Antwort auf den Artikel der „Blumenauer Zeitung“ vom 17. März 1924.

In der angegebenen Nummer bringt Herr Dr. Aldinger einen Aufsatz „Von den Juden“, in welchem er einerseits das Mönchtum als eine der höchsten christlichen Lebensformen preist, andererseits dem Calvinismus, also dem reformierten Glauben, vorwirft, er habe die engste Berührung mit kapitalistischer, also jüdischer Gesinnung. Nach Dr. Aldinger sind katholische Gegenden judenrein, wird die jüdische Sucht nach Geld durch Weltflucht überwunden. —

Ich beschränke mich in meiner Entgegnung auf die kirchengeschichtlichen Auslassungen des Verfassers und überlasse die rassen-theoretische Frage einer berufeneren Feder.

Wir lesen, daß das katholische Ordenswesen ein echter Ausdruck christlichen Lebens ist. Dabei erfährt die landläufige protestantische Theologie einen Seitenhieb. Wie Luther über das Ideal der selbstgewählten Armut und seine Ausführung dachte, können wir in seinen Schriften nachlesen: „Unsere lieben Mönche und Nonnen geloben weder geistig noch leiblich Armut, sondern solche gemeine Fülle, darinnen man ihnen aus allen Winkeln, auch den geringsten Dörfern und Feldhütten zuschleppt und genug gibt; dasselbige, wie ich gesagt, möchtest du wohl nennen der Kinder und Narren Armut: die anderen Leute sorgen lassen, daß sie unterdes springen und spielen.“

Der Verfasser des genannten Artikels kommt in seinen Ausführungen zu ähnlichen Schlüssen wie Karl Rautsky in seinem „Ursprung des Christentums“. Wenn der Weg ins Kloster der evangelische ist, d. h. wenn er die Folgerung aus den Worten der heiligen Schrift ist, so sind im Grunde ja alle christlichsozialen Probleme überflüssig, wir marschieren dann alle in falscher Richtung. Aber den Worten Jesu und seiner Jünger entspricht das nicht, und in ihrer Stellung zur Welt müssen wir die Lösung finden.

Der Verfasser hält doch den Weg der Abkehr für christlich. Warum zieht er nicht die aus dieser Einsicht sich notwendig ergebenden Folgerungen? Eine andere Frage: Waren denn die Klöster, das Ordenswesen, in ihrer geschichtlichen Entwicklung Repräsentanten der christlichen Armut? Waren sie so frei von aller Geldwirtschaft, wie der Verfasser schreibt? Ein Blick in Uhlhorns „Geschichte der christlichen Liebestätigkeit“ beweist, daß gerade die Klöster im Mittelalter zu den kapitalträchtigsten Institutionen gehörten. Ich kann im Augenblick nicht quellenmäßig nachweisen, ob denn die Orden anfänglich so frei vom Geld geblieben sind, wie der Verfasser angibt, so viel ist aber sicher, daß in ihrer Entwicklung alle Orden sich mit dem Bruder Mammon befreundeten. Aber uns Evangelischen wird gesagt: „Ja, seht, im Ordenswesen habt ihr einen Typus christlichsozialer Lebensgestaltung! Aber — im Calvinismus sieht es ganz anders aus!“

Um die Calvinisten richtig zu beurteilen, muß man hören, was Holl in der Festschrift für Karl Müller „Vom Wucher und Zinsnehmen in der reformierten Kirche“ sagt. Dort führt der berühmte Kirchengeschichtler den Nachweis, daß Calvin und der reine Calvinismus nichts mit dem allerdings vielfach entarteten Calvinismus der Nordamerikaner und ähnlicher zu tun haben. Wie Calvin über Wirtschaft, Geld, Zinsnehmen dachte, lese man in seinen Kirchenvorschriften und seiner Institution nach. Aber seit Max Weber: „Der Calvinismus, ein Vater des Kapitalismus“ und Ernst Troeltsch: „Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen“ geht die Rede vom kapitalistischen Calvinismus.

Dazu kann man nur sagen: Genau so wie es verkehrt ist, das Luthertum für die heutiges kirchlichen und wirtschaftlichen Zustände in Deutschland zur Verantwortung zu ziehen, genau so ungerecht ist diese Beurteilung des Calvinismus.

Aber uns wird ganz ohne weiteres in jenem Aufsatz gepredigt: „Der Katholizismus hat in seinem Vereinswesen und Ordenswesen viel vor uns voraus. Ja, im Mittelalter hat Thomas von Aquino das ganze Weltbild im christlichen Sinne bemeistert.“ Davon aber, daß Thomas von Aquino von dem heidnischen Philosophen Aristoteles abhängig gewesen ist, daß er diesem seinen Eudämonismus verdankt, erfahren wir nichts.

Liegt denn wirklich in der klösterlichen Absonderung von der Welt die Lösung der christlichsozialen Frage? In Wirklichkeit wird sie durch das gelöst, was uns Protestanten die höchste Aufgabe ist: zu lernen, alle Dinge des täglichen Lebens mit christlichem Geiste zu erfüllen. Wir haben die Pflicht, Christum zu predigen, darum müssen wir in der Welt wirken, wiewohl wir nicht von der Welt sind. In der Überwindung der Welt und der ihr anklebenden Sünde erblicken wir unsere Aufgabe. Die Lösung aller gerade auf sozialem Gebiet uns bewegenden Fragen liegt nicht in irgendwelchen Organisationen und Reformungen, sondern in der Hingabe des Ichs an Christum. Unser Charakter muß sich ändern, wir müssen neue Menschen werden.

Wir stehen an einem Wendepunkt. Erkennen die berufenen Männer nicht die Zeichen der Zeit, dann wird Gott andere Völker berufen, die christlicher und sozialer als wir sind. Aber dieser Ruf nach einer societas christiana gibt uns die Hoffnung, daß auch in evangelischen Kreisen die Flamme christlicher Liebe noch brennt. Von einer klösterlichen Bewegung oder von dem Weg in den Orden wollen wir als evangelische Christen nichts wissen. Mag eine neuromantisch und mystisch orientierte Bewegung wieder über den Weg der Glorifizierung der Orden nach Rom sehnsüchtig schauen, wir sind uns eins mit Dr. Martin Luther in seiner Beurteilung der selbstgewählten Armut als Gelübde und der Flucht in den Orden als sicheren Weg zur Vollkommenheit. Ob Luther nicht auch etwas über Wirtschaft und Sittlichkeit zu sagen hat, mag man bei Holl nachlesen. (Gesammelte Aufsätze zur Kirchengeschichte: Der Neubau der Sittlichkeit.)

Pastor Goosmann.

Nachwort des Schriftleiters. Wie wenig kapitalistisch Calvin dachte, mag man daraus erkennen, daß er in großen Zorn geriet, als ihm der Rat der Stadt Genf sein Gehalt erhöhte, und daß er drohte, Genf zu verlassen, wenn man ihm noch einmal etwas ähnliches bieten würde.

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Itoupava. Am 7. Februar d. J. verstarb in Itoupava-Rega das älteste Glied unserer evangelischen Kirchengemeinde, der Kolonist Johann Klabunde im Alter von 92 Jahren und 20 Tagen. Er war 1832 im Kreise Belgard in Pommern geboren, nahm an den Kriegen 1866, 1870 und 1871 teil und wanderte im Jahre 1885, 53 Jahre alt, nach Brasilien aus. Der Verstorbene hinterläßt 7 Kinder, 54 Enkel und 143 Urenkel. Von seinen Enkeln nehmen einige regen Anteil am kirchlichen Leben. Der Trauerfeier konnten wir mit Recht die Verheißung an Abraham, 1. Moses, 15, 15, zu Grunde legen: „Du sollst fahren zu deinen Vätern mit Frieden und in gutem Alter begraben werden!“

Itoupava. Am 10. Februar fand in Itoupava die Jahresversammlung der Delegierten statt. Aus dem Jahresbericht und den Besprechungen möge einiges hier wiedergegeben werden. — Die Kirchenregister weisen für das Jahr 1923 folgende Eintragungen auf (in Klammern sollen die Zahlen des Jahres 1922 Platz finden): Taufen 146 (148), Konfirmanten 112 (95), Trauungen 32 (33), Beerdigungen 16 (23), Kommunikanten 638 (687).

Bei der Besprechung des Jahresberichts wurde bedauert, daß sich der zweijährige Konfirmandenunterricht durchaus nicht einbürgern will. Mögen daran vielfach die großen Entfernungen schuld sein, so ist es doch meist das Widerstreben der Eltern, das diese Besserung in der religiösen Erziehung der Kinder verhindert. Nur der Sprengel Itoupava-Rega macht hierin eine lobenswerte Ausnahme. Soweit man jetzt sehen kann, besuchen dort alle nächstjährigen Konfirmanden die diesjährigen

Stunden, sodaß hier der zweijährige Konfirmandenunterricht bereits Tatsache geworden ist. Ferner wurde noch einmal darauf hingewiesen, daß nach dem letzten Beschluß Begräbnisgeläute und Beerdigung durch den Geistlichen nur dann statthaft sein sollen, wenn die dabei in Frage kommenden Angehörigen mit der Zahlung ihrer Beiträge nicht im Rückstande sind. Um Unannehmlichkeiten zu verhüten, ist es wünschenswert, dem Geistlichen ohne Aufforderung den letzten Talon vorzuzeigen.

Die Selbsteinschätzung hat leider nicht den Erfolg gebracht, den man mit Recht von ihr hätte erwarten dürfen. Immerhin ist ein schöner Anfang gemacht worden. Die Liste wird jetzt aufgestellt und später veröffentlicht werden. O.

© Für den Familientisch. ©

Die Blinde.

Eine Berliner Novelle von Max Kreger.

(Schluß.)

„Warten Sie einen Augenblick, liebe Frau,“ sagte er mit geheuchelter Ruhe, dann ging er nach dem Balkon hinaus.

„Min Döchtling, sei so gut und geh auf Dein Zimmer, ein Geschäftsfründ will mich sprechen.“

„Nicht der Herr Doktor, Papa?“ erwiderte sie halb enttäuscht, nahm aber dann seinen Arm und ließ sich nach der Tür geleiten, die seitwärts in das nächste Zimmer führte. Als sie geschlossen war, wandte er sich an die Wirtin. Sie möge den Herrn gefälligst ersuchen, näher zu treten.

In der nächsten Minute standen sich die beiden Männer gegenüber; der junge Arzt nach einer Verbeugung ebenso freundlich und höflich wie immer während ihrer Bekanntschaft, und der alte ergraute Mühlenbesitzer völlig verändert: ohne den Mund zu verziehen, ohne den Kopf zu neigen, kalt und ernst mit schroffer Zurückweisung auf den Zügen. Er ließ den jungen Mann erst gar nicht zu Worte kommen und beachtete die ihm entgegengestreckte Hand nicht.

„Mein lieber Herr Doktor,“ begann er, „wir Medlenburger sind kurz und bündig, wie Sie wohl wissen werden. Der Zufall hat uns zusammengeführt, wir haben freundlich verkehrt, ohne daß ich gewußt habe, wer Sie sind, mein Wort darauf — ich hätte Sie nicht wieder erkannt und wenn wir noch eine Ewigkeit hindurch so zusammengesseßen hätten wie bisher. Es sind ja nun wohl der Jahre zehne her, als Ihr Vater Hof und Hus verlor, hm — er ist tot und die Toten soll man ruhen lassen. Sie werden wohl wissen, was ich all' damit meine. Sie waren zwar damals noch ein lüft Bengel, aber ganz Parnewitz sprach davon und da schnappen die Kinder gewöhnlich etwas auf. Sie haben nicht mit offenem Visier gekämpft, sonst hätten Sie gleich am ersten Tage unsrer Bekanntschaft frei heraus sagen müssen: Ich heiße Gombert, bin der Sohn von dem Vater, der — na, wie gesagt, die Toten sollen ruhen. Aber die Gombert, die noch leben — mit denen hat Grimblow aus Parnewitz nichts zu tun, das soll wohl sein, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, der nichts Unrechtes in seinem Leben getan hat... Min Döchtling bedankt sich schönstens für die Blumen und damit, Herr Doktor, wünsche ich Ihnen sehr viel Glück und Freude. Dat hett' Grimblow aus Parnewitz seggt.“

Er machte eine abweisende, für den jungen Mann sehr verletzende Handbewegung, drehte ihm den Rücken und schritt nach dem Balkon zu.

Doktor Gombert empfand, daß er nach solchen Worten, die von diesem Starrkopf kamen, nicht mehr viel sagen durfte. Deshalb faßte er sich kurz:

„Herr Grimblow,“ sagte er sehr laut, um sich verständlich zu machen, „Sie sagen, Sie hätten nie ein Unrecht in Ihrem Leben getan, tun es aber im selben Augenblick, wo Sie den Sohn für eine Schuld des Vaters verantwortlich machen wollen, die noch nicht einmal bewiesen ist.“

„Oho, wat seggt dat Rielinderwelt?“ schallte es polternd vom Balkon herein. Und nun folgte ein lautes Lachen, und nach diesem die Worte: Herr Doktor, dat Hus hat no Doer.“

Der junge Arzt fuhr unbeirrt fort: „Ich gehe, Herr Grimblow, weil ich weiß, daß Sie binnen kurzer Zeit alles das zurücknehmen werden, wodurch Sie mich hier beleidigt haben. Grüßen Sie Ihr Fräulein Tochter und sagen Sie ihr, daß es mich schmerzt, sie nun tagtäglich zu vermissen.“

„Soll bestellt werden, adjes,“ klang es höhnisch, von einem abermaligen Lachen begleitet, vom Balkon zurück. Dann hörte man sich entfernende Tritte und eine Tür schließen.

Grimblow saß während Minuten in sich versunken auf dem Balkon und starrte nach dem sternklaren Himmel. Alte Wunden waren in wenigen Sekunden wieder aufgerissen, hatten ihm das Herz laut klopfen gemacht und das Blut seines Körpers in Bewegung gesetzt. Seit Wochen war er allein mit seinem hilflosen Kinde in dieser Riesenstadt, deren hundertfältiger Lärm auf Straßen und Plätzen unter ihm ertönte und sich noch fortsetzte und steigerte zur späten Abendstunde, wo in seiner Heimatstadt Ruhe und Stille der Nacht bereits herrschten. Niemandem waren sie in den Weg getreten, hatten fast schon die Menschen gemieden und nun, da sie einen gefunden zu haben glaubten, der ihnen Freund sein sollte, der an ihrem beiderseitigen Schicksal Anteil nahm, mußte es gerade der Sohn des Mannes sein, der gewagt hatte, an der Ehre seines Hauses zu rühren. Er mußte den lebenden Sohn ebenso hassen wie seinen verstorbenen Vater, das fühlte er, das war eine ausgemachte Sache bei ihm. Wie er den Kopf in die Hand gestützt hatte und sich an die Brüstung lehnte, vernahm er ein leises wie tastendes Geräusch in dem nun schon völlig dunklen Zimmer. Gleich darauf fühlte er seinen Hals umschlungen von den Armen seiner Tochter, die nun schluchzend zu ihm sagte:

„O Vattering, was hast Du getan? Ich habe alles, alles gehört.“

„Min Döchtling, Du leest ihn?“ war alles was er sagte. Er zog sie auf seinen Schoß und preßte ihren Kopf an seine breite Brust.

Eine Weile sagten sie dann beide gar nichts. Sie weinte nur still, und ihn beschlichen die seltsamsten Gefühle, daß er sich in der Beobachtung seiner letzten Tage nicht getäuscht hatte.

„Das wird vorübergehen, „Ina“, sagte er dann wieder. „Es darf nicht sein und soll nicht sein. Es wird kühl hier draußen, nun geh, min Döchtling. Morgen ist ja wohl der längst ersehnte Tag? Nun wollen wir beide in dieser Nacht beten, daß die Sonne morgen nicht eher untergeht, als bis wir wissen, woran wir sind. Nun geh ins Nest, min lütt Deern.“

Am andern Tage in der frühen Vormittagstunde bestieg Grimblow mit seiner Tochter eine Droschke, um sich nach der Klinik des berühmten Augenarztes Professor S. fahren zu lassen. Zuerst versuchte er beim Dahinrollen wie gewöhnlich durch vieles Sprechen Ina aufzuheitern, dann aber wurde er mit einem Male sehr schweigsam, blieb es auch während der ganzen übrigen Fahrt. Die Stunde nahte, wo er sich auf Wochen, ja vielleicht auf Monate von Ina trennen sollte, die nun als Patientin ganz und gar in der Klinik verweilen mußte.

Auf dem gegenüberliegenden Sitz des Wagens lag ein grauleinerner Beutel, schwer angefüllt mit harten Talern. Daran hatte er zuerst gedacht, als die Stunde zum Aufbruche herangerückt war. Sie sollten sehen, daß Grimblow aus Parnewitz sich nicht lumpen ließe. Meine Herren, wollte er sagen, hier sind tausend silberne Taler, die gebe ich, damit es meiner Tochter an nichts fehle. Und was das andere betrifft — so weiß ich nicht, wie viel ich schuldig bleiben muß, wenn mein Kind die Blumen oppen Felde wieder sehen kann; denn das kann kein König der Welt bezahlen, daß weiß Grimblow sehr wohl, wenn er auch nur ein schlichter, einfacher Kerl ist, das soll wohl sein. Als er sich diese Worte mehrmals in Gedanken wiederholte, mußte er sich mit dem Ärmel seines Rockes über die Augen fahren, denn es war dort naß geworden.

In der Klinik angelangt, bekam Grimblow den Professor gar nicht zu sehen. Ein Herr, der sich als sein Sekretär vorstellte, empfing ihn mit großer Höflichkeit und führte Vater und Tochter in ein kleines, elegant ausgestattetes Wartezimmer, das zu dem Operationszimmer des berühmten Arztes führte. Hier mögen die Herrschaften nur etwas verweilen, bis noch gewisse Formalitäten erfüllt seien. Grimblow wollte durchaus sein Geld los werden. Er hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und hielt den schweren Beutel auf das Knie gestemmt. Als der Herr Sekretär, den das Faktotum im Korridor mit „Herr Doktor“ angeredet hatte, wieder eintrat, brachte er sein Anliegen ohne Winkeltänze hervor. In seinem

Erstaunen wurde sein Ansinnen zurückgewiesen; der junge Doktor schien bereits darauf vorbereitet zu sein. Das hätte noch Zeit, ließe der „Herr Professor“ sagen. Damit war kurz und bündig diese Angelegenheit erledigt. Grimblov kam sich auf einmal sehr gedrückt vor und wurde sehr kleinlaut. Ob er denn wenigstens nicht einmal den Herrn Professor auf wenige Augenblicke sprechen könne? Daran sei nicht zu denken, bekam er zur Antwort; denn der Herr Professor habe seine gewissen Angewohnheiten, von denen er nicht abginge. Dazu gehöre auch, daß er niemals vor einer Operation mit jemand anderem spreche, als mit seinem Patienten. Er müsse eine sichere Hand haben und wolle sich durch nichts aufregen lassen. Wie der Herr Sekretär das sagte, lächelte er eigentümlich und fügte dann noch einige Worte hinzu, indem er sich diesmal dicht zu des Mühlenbesitzer Ohr neigte. Herr Grimblov möge sich darauf vorbereiten, daß er seine Tochter, wenn sie ins Operationszimmer geführt worden sei, vorläufig nicht mehr zu sehen bekomme. Jedoch sei ihm gestattet, so lange hier in dem Vorzimmer zu verweilen, bis er erführe, was für einen Verlauf die Operation zu nehmen scheine. Er solle sich aber durchaus nicht ängstigen, der Herr Professor habe erklärt, daß bei einem „weichen Star“ nicht die geringste Befürchtung vorläge.

Dann ließ er sie wieder allein. Trotz des leise geführten Gesprächs war Ina, bei der, wie bei allen erblindeten Menschen, das Gehör ganz besonders geschärft war, kein Wort entgangen. Sie stand auf und sah nun auf seinem Schos.

„Papa,“ sagte sie, „Du sollst mich so lange nicht wieder sehen? O mein lieber, guter, einziger Papa! Aber ich werde dich wiedersehen, nicht wahr?“ Sie streichelte ihm mit der kleinen weichen Hand die gebräunten Wangen und küßte ihn wiederholt und herzlich; und er preßte sie heftig an sich und sagte nur ein über das andere Mal:

„Min Döchtling, min Döchtling, min lewes Döchtling!“

Nach wenigen Minuten trat der Sekretär abermals ein, diesmal kam er aus dem Operationszimmer.

„Darf ich bitten, gnädiges Fräulein, mir Ihren Arm zu geben?“

Ina neigte leicht den Kopf, stand auf und stellte sich dem Herrn zur Verfügung.

„Geh' mit Gott, mein Kind,“ sagte Grimblov und faltete dann, als er allein war, die Hände, legte die Arme auf die Knie und blieb so unbeweglich sitzen, lauschend auf jedes Geräusch, das vom Nebenzimmer hätte zu ihm hereindringen können. So sah er ungestört und unbeweglich beinahe zwei Stunden, wie ein schwerkgeprüfter Mann, der sich in sein Schicksal still ergeben und nichts Schlimmeres mehr zu hoffen hat, als was er bereits durchlebte. Grimblov, sagte er einmal leise vor sich hin, wenn bin Mäten das Himmelslicht wieder sieht, dann wirst du all deinen Feinden vergeben, auch dem, den du gestern so schändlich behandelt hast. Ja, Grimblov, das willst du tun.

Er wurde aus seinem Brüten durch das Öffnen der Tür aufgeschreckt. Nur der Kopf des Sekretärs zeigte sich: „Es geht alles gut, bleiben Sie noch etwas hier,“ rief er leise herein, dann wurde der Riegel wieder vorgeschoben.

Die Operation erwies sich als eine äußerst glückliche. Man hatte die sogenannte Diszision des Stares vorgenommen, das heißt das Zerstückeln und Zerschneiden der Linse, wodurch den Lichtstrahlen der Eintritt in das Innere des Auges wieder eröffnet wird. Der Star wird dadurch in einen Zustand versetzt, daß er nach und nach verschwindet. Indessen dauert die Auflösung der zerstückelten Linse oft monatelang, während welcher Zeit der Patient in einem völlig dunklen Räume verweilen muß, um keine Verschlimmerung herbeizuführen. Die für ewig verloren gegangene Linse des Auges ersetzt man dann durch eine sogenannte Starbrille, durch deren Konverglinsen die Strahlen des Lichtes sich in das Auge senken und das Sehvermögen je nach der verschiedenen Art der Brillen notdürftig wieder herstellen. Ohne diese Brille breitet sich vor dem Auge wieder Finsternis und ewige Nacht aus.

Acht lange Wochen, für sie mehr als eine Ewigkeit, brachte Ina in ihrem dunklen Räume zu, ohne daß ihr Vater sie zu Gesicht bekommen hätte und ohne daß Grimblov, der tagtäglich in der Klinik vorsprach, mehr von seiner Tochter erfahren hätte, als daß ihr Zustand ein ausgezeichneteter sei, und sie ihm tausend Küsse und tausend Grüße sende.

Endlich sollte der Tag kommen, wo er sie wiedersehen sollte und er dem berühmten Augenarzte die Hände küssen durfte. Der Professor hatte selbst an ihn geschrieben, daß er ihn zu sprechen wünsche, um ihm seine Tochter in die Arme

zu führen. Der Tag stand ewig in der Seele Grimblovs geschrieben. Es war Mitte September, milde und leuchtend stand die Vormittagssonne am Himmel und verbreitete die wohlthuende Wärme des Spätsommers. Wie Grimblov den gewohnten Weg die Treppe hinauf zur Privatklinik des Professors nahm, schritt er langsamer als sonst, als müsse er sich erst vorbereiten für etwas, was ihm die Sprache vor Freude rauben könne.

„Bitte, Herr Grimblov, nehmen Sie gefälligst hier einen Augenblick Platz,“ sagte der berühmte Professor, dem er nun zum ersten Male gegenüberstand. Dann flüsterte er dem bekannten Sekretär einige halblaute Worte, zu, und dieser verschwand. Diesmal befanden sie sich im Sprechzimmer des Arztes, einem großen Räume, in dem das Licht durch matte Scheiben gedämpft wurde. Ein paar für Grimblov qualvolle Minuten vergingen, dann erhob er sich, an allen Gliedern zitternd vor freudiger Aufregung und banger, stummer Sehnsucht. Ihm gegenüber hatte sich die Tür geöffnet, wurde eine Frauengestalt hereingeführt, die einen Augenblick die Schritte bannte, wie suchend das Gesicht rechts und links wandte, als müsse sie sich an das Licht erst gewöhnen. Die Führer waren zur Seite getreten, nun stand sie isoliert da im großen Zimmer, gerade gegenüber demjenigen, den sie suchte. Plötzlich neigte sie den Kopf ein wenig nach hinten über, sodaß das Licht der großen Fenster voll auf ihr Antlitz und auf die Brille fiel.

„Mein Vater, mein Vater!“ rief sie nun laut und jauchzend und schritt mitten durch den Raum auf ihn zu.

„Meine Tochter, Ina, mein Kind!“

Fritz Grimblov hielt seine Tochter lange, lange umschlungen. Als sie sich endlich lösten, rollten ihm große Tränen über die Wangen. Bei dieser ergriffenen Stimmung konnte er weiter nichts sagen, als die stammelnd hervorgebrachten Worte:

„Min Leven, min Leven, Herr Professor — mein Leben gehört Ihnen.“ Und er griff nach der Hand des Arztes und wollte sie küssen; dieser entzog sie ihm halb lächelnd und sagte: „Sie haben nicht mir zu danken, ich bin erst gestern von der Reise zurückgekehrt. Mein erster Assistenzarzt, Herr Doktor Gombert, hat die Operation vollzogen, bei ihm mögen Sie sich bedanken, hier ist er.“ Nun trat der junge Arzt hervor, der bisher sich hinter den übrigen jungen Ärzten bescheiden zurückgezogen hatte.

Der Sohn des Mannes, den er haßte, dem er die Tür gewiesen hatte, hatte seiner Tochter das Licht des Auges wiedergegeben! Er wurde hart, sehr hart bestraft. Ehe er noch was sagen konnte, hatte der Professor und die übrigen jungen Ärzte, die eingeweiht in das Schicksal dieser drei Menschen waren, das Zimmer verlassen, um den Zurückgebliebenen das Peinliche der Situation zu erleichtern.

Eine lange Pause; dann reichte Grimblov seine Hand dem jungen Arzte hin.

„So gehört mein Leben also Ihnen, Herr Doktor!“ sagte er treuherzig und offen.

„Nein, Herr Grimblov, das Ihrige nicht; das Leben Innings, wenn Sie wollen. Sie wissen doch, wir Medlenburger sind kurz und bündig; lesen Sie erst diesen Brief, den mein Vater kurz vor seinem Tode an mich geschrieben hat, und dann sagen Sie ja.“

Grimblov las: „Mein lieber Sohn! So Du im Leben noch einmal meinen einzigen und besten Freund Fritz Grimblov in Parnewitz wiedersehen solltest, so sage ihm, daß ein vor seinem Richter stehender Mann wie ich nicht mehr nötig hat, mit einer Lüge auf den Lippen aus diesem Dasein zu scheiden. Sage ihm also, daß er seiner Frau, die ihm ein gutes, braves und treues Weib war, großes Unrecht getan hat. Ich war verblendet, von frevelhafter Liebe zu ihr erfüllt. Als er an jenem Abend, von Schwerin zurückkehrend, uns beide in seiner Wohnung überraschte, war ich nahe daran, zu einem Chylosen an meinem Freund zu werden. Ich aber wurde wie ein Schulfunge von der Frau, die ich liebte, zurechtgewiesen und konnte diese Schmach nicht ertragen, verkaufte Haus und Hof und verließ Parnewitz mit wahrhaftiger Verehrung im Herzen für Grimblovs treues Weib. Das sage ihm, damit er mir vergebe und seiner Frau ein ehrliches Andenken bewahre.“

Als er geendet hatte, war er tief bewegt. „Min Innig,“ wandte er sich dann an seine Tochter, „Du heßt hört, wat de lütt Jung von früher seggt hat? Willst Du ihn?“

„O Papa —“ sie lag schon in den Armen des geliebten Jugendfreundes.

Als nach einer Viertelstunde alle drei durch die belebten Straßen fuhren, in denen die Mittagssonne nur ihre Willen zu leuchten schien, Ina sich an der ungeheuren Fülle des Lichts, die sie umgab, völlig berauschte, wie ein Kind, dem ganz neue Dinge vorgeführt werden, scherzte und lachte, fand Grimbkow eine Gelegenheit, Reinhold Gombert zuzuflüstern:

„Sie soll niemals von dem Brief erfahren, das wirst Du mir versprechen, mein Junge.“

Als der junge Arzt ihm die Hand gedrückt hatte, nickte der Alte vor sich hin und sagte leise:

„Jo, jo, ihre Mutter war eine brave Frau. Das soll wohl sein. Nun kann mein Kind doch noch die Blumen sehen opp ihrem Esab.“

Und während die Liebenden weiter scherzten und plauderten, zog er das rotgeblühte Taschentuch hervor und trocknete sich verstohlen die Augen.

Gemeinde Pommerode.

Den Reisezuschuß für den Pfarrer im Betrag von 2 \$ haben bis jetzt bezahlt: Gemeinde Rio Serro: 108 Mitglieder (sämtliche) 216 \$; Gemeinde Pommerode: 23 Mitglieder 46 \$; Gemeinde Benjamin Constant: 19 Mitglieder 38 \$; Gemeinde Obere Rega: 10 Mitglieder 20 \$.

Pfarrer Langhein.

Liebesgaben.

Als Konfirmandengabe erhielt ich zur Verschönerung unserer Kirche von Hertha Hemmer 3 \$.

Herzlichen Dank.

Pastor Goosmann.

Für die Studentenhilfe in Deutschland haben gestiftet: Hermann Joend 20 \$, Gottlieb Junge 1 \$.

Herzlichen Dank.

Pastor Goosmann.

Kirchennachrichten.

Evang. Gemeinde Blumenau.

Freitag, 11. April, 3 Uhr nachm., Konfirmandenprüfung in Blumenau.

Sonntag, 13. April, Gottesd. und heil. Abendmahl (Einssegnung) in Blumenau.

Gründonnerstag, 17. April, 7½ Uhr abends, Gottesd. und heil. Abendmahl in Blumenau.

Karfreitag, 18. April, 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau.

Oster Sonntag, 20. April, 9½ Uhr vorm., Gottesd. in der Belha. 2 Uhr nachm., Taufen in Blumenau.

Ostermontag, 21. April, 9½ Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendm. in der Garcia.

Sonntag, 27. April, 9½ Uhr vorm., Gottesd. und heiliges Abendmahl im Bahú.

Sonntag, 4. Mai, 9½ Uhr vorm., Gottesd. und heiliges Abendm. in Belchior; 7½ abends, Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 11. Mai, 9½ Uhr vorm., Abschiedsgottesdienst in Blumenau.

Die Vertretung bis zum Eintreffen des Nachfolgers übernehmen die Herren P. Dias und P. Goosmann.

An jedem Montag in Blumenau, Mittwoch in Altona, Donnerstag bei Alfred Beims in der Belha, Freitag in Itoupava-Morte findet nachmittags 3 Uhr Religionsunterricht statt. An jedem Sonntag, eine Stunde vor Beginn der Gottesdienstzeit, Kindergottesdienst in Blumenau.

Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr.

Pfarrer Neumann.

Bereinigte Evang. Kirchengemeinde Itoupava.

der Konfirmanden in Itoupava.

Sonntag, 13. April, Konfirmation mit Beichte und heil. Abendmahl in Itoupava.

Karfreitag, 18. April, Gottesd. mit Beichte und heil. Abendmahl in Brago do Sul.

Oster Sonntag, 20. April, Gottesd. in Itoupava.

Ostermontag, 21. April, Gottesd. in Itoupava-Rega.

Osterdienstag, 22. April, Gottesd. in Untere Massaranduba.

Sonntag, 27. April, Konfirmation mit Beichte und heil. Abendmahl in Itoupava-Rega.

Die Gottesdienste beginnen um 9½ Uhr vorm.

Pfarrer Dias.

Bereinigte Evangelische Gemeinde Badensfurt.

Freitag, 11. April, 9 Uhr vorm., Konfirmandenprüfung in Badensfurt.

Sonntag, 13. April, 9 Uhr vorm., Konfirmation, Beichte und heil. Abendm. in Fortaleza.

Karfreitag, 18. April, 9 Uhr vorm., Beichte u. heil. Abendm. in Badensfurt; 7 Uhr abends, Beichte u. heil. Abendm. in Itoupavazinha.

Oster Sonntag, 20. April, 9 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendm. in Alto Rio do Testo.

Ostermontag, 21. April, 9 Uhr vorm., Gottesd., Beichte und heil. Abendm. in Fortaleza.

Sonntag, 27. April, 9 Uhr vorm., Gottesd., Beichte und heil. Abendm. in Testo Central.

Pfarrer Goosmann.

Evang. Gemeinde Pommerode.

Sonntag, 13. April, Konfirmation in Pommerode.

Karfreitag, 18. April, Abendmahlsfeier in Pommerode.

Oster Sonntag, 20. April, Gottesd. und heil. Abendmahl in Rio Serro.

Ostermontag, 21. April, Gottesd. in Benjamin Constant.

Sonntag, 27. April, Gottesd. in Obere Rega.

Sonntag, 4. Mai, Gottesd. in Testo Central.

Die Gottesdienste beginnen um 1½10 Uhr.

Pfarrer Langhein.

Evang. Gemeinde Timbo.

Freitag, 11. April, 8 Uhr vorm., Prüfung der Konfirmanden in Timbo.

Sonntag, 13. April, Konfirmation und heiliges Abendmahl in Timbo.

Karfreitag, 18. April, Gottesd. in Beneditto Novo; 4 Uhr nachm., Abendmahlsfeier in Timbo.

Oster Sonntag, 20. April, Konfirmation und heil. Abendmahl in Carijos.

Ostermontag, 21. April, Gottesd. in Timbo; danach Kindergottesdienst.

Sonntag, 27. April, Gottesd. u. heil. Abendm. in Rio Abda.

Die Gottesdienste beginnen um 1½10 Uhr vorm.

Pfarrer Hoffeld.

Evang. Gemeinde Hammonia.

Montag, 7. April, 8 Uhr abends, Passionsgottesdienst in Taquaras.

Dienstag, 8. April, 8 Uhr abends, Passionsgottesdienst in Sandbach.

Donnerstag, 10. April, 8 Uhr abends, Passionsgottesd. in Unt. Rafael.

Freitag, 11. April, 8 Uhr abends, Passionsgottesd. in Neu-Breslau.

Sonntag, 13. April, 9 Uhr vorm., Einssegnung u. heil. Abendmahl in Sellin; 9 Uhr Hammonia a. o. Generalversammlung.

Gründonnerstag, 8 Uhr abends, Passionsfeier in Hammonia.

Karfreitag, 9 Uhr vorm., Gottesd. u. heil. Abendm. in Hammonia; 3 Uhr nachm., in Neu-Bremen.

Oster Sonntag, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Hammonia; 3 Uhr nachm., in Neu-Breslau.

Ostermontag, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Ob. Rafael; 3 Uhr nachm., in Neu-Bremen.

Sonntag, 27. April, 10 Uhr vorm., heil. Abendm. in Urú.

Pastor Grimm.

Evang. Gemeinde Bella Alliança.

Sonntag, 13. April, 9 Uhr vorm., Konfirmation und heil. Abendm. am Südam.

Karfreitag, 18. April, 9 Uhr vorm., Konfirmation und heil. Abendm. in Matador.

Oster Sonntag, 20. April, 9 Uhr vorm., Gottesd. am Südam.

Ostermontag, 21. April, vorm. 9 Uhr, Konfirmation u. heil. Abendm. an der Contra.

Pfarrer Sahn.

Evang. Gemeinde Itajahy.

Sonntag, 27. April, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Itajahy.

Pfarrer Ratsch.

Evang. Gemeinde Brusque.

Sonntag, 13. April, Gottesd. und Kindergottesd. in Brusque.

Oster Sonntag, Gottesd. und Kindergottesd. in Brusque.

Sonntag, 27. April, fällt der Gottesd. aus.

Pfarrer Ratsch.